

Claudia Rusch

MEINE FREIE DEUTSCHE JUGEND

S. Fischer © S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2003 Alle Rechte vorbehalten Satz: Pinkuin
Satz und Datentechnik, Berlin Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck

HONECKERS KANDIERTER APFEL

Im Dezember 1978 ging ich in die erste Klasse. Ein kalter und ungewöhnlich schneereicher Winter stand bevor. Meine Mutter fuhr mit mir zum Weihnachtsmarkt nach Berlin. Ich lag ihr schon auf der Hinfahrt in den Ohren, dass ich unbedingt einen roten kandierten Apfel wollte. Keine zehn Sekunden, nachdem ich ihn selig in den Händen hielt, war er mir im Gedränge runtergefallen, genau in eine Schlammputze. Es war der Weltuntergang. Meiner Mutter blieb nichts anderes übrig, als mir einen zweiten zu kaufen. Aber den sollte ich, zur Sicherheit, erst auf der Heimfahrt essen. Ich vergaß den ganzen Weihnachtsmarkt: Mich beschäftigte nur noch der kandierte Apfel in Mamas Handtasche. Weder Riesenrad noch Märchentanne konnten mich davon ablenken. Ich war besessen. Leider herrschte im Bahnhof derselbe Menschauflauf wie auf dem Markt. Keine Apfelbedingungen. Meine Mutter 14 vertröstete mich auf die Fahrt. Aber auch der Zug brach natürlich aus allen Nähten, und wir mussten im Gang stehen. Noch länger auf meinen Apfel zu warten, war ich jetzt nicht mehr bereit. Ohne Rücksicht auf Verluste begann ich zu diskutieren, zu fordern, zu jammern. Ich ging allen Anwesenden auf die Nerven. Es war zur Obsession geworden, ich wollte diesen Apfel, jetzt, sofort. Meine Mutter konnte nichts mehr tun. Um dem ein Ende zu bereiten oder aus Mitleid bot ein netter älterer Herr ihr an, ich könne mich ja so lange auf seinen Schoß setzen und meinen Apfel essen. Das ginge schon in Ordnung. Er trug eine Uniform. Ein Volkspolizist auf dem Weg nach Hause. Ich wusste ganz genau, dass meine Mutter es gar nicht schätzte, wenn ich wie auch immer geartete Beziehungen zur Polizei aufbaute, zu schweigen davon, mich auf den Schoß eines Vopos zu setzen. Aber da es um diesen Apfel ging, war mir jeder Verrat gleich. Scheinheilig sah ich sie an. Sie konnte es schlecht verbieten in dieser Öffentlichkeit. Als ich meinen blöden kandierten Apfel endlich aufgegessen hatte, begann ich dem Polizisten Witze zu erzählen. Es amüsierte ihn. Also legte ich nach. Erst ein paar unanständige und dann, sehr zum Amusement der Mitreisenden, aber dem Leidwesen meiner Mutter, Honecker-Witze. Was eben so bei uns zu Hause erzählt wurde... Der halbe Waggon fing schon an zu glucksen, als meine Mutter plötzlich einschritt und mir mit ihrer süßesten Stimme erklärte: »So, mein liebes Kind, ich weiß ja nicht, wo du diese Witze her hast, ich muss wohl mal mit deiner Lehrerin ein ernstes Wort sprechen. Aber eines weiß ich, wenn du nicht sofort damit aufhörst, dann wird dieser nette Polizist hier seinen Block und einen Stift herausholen, alles aufschreiben und es dem Genossen Honecker mitsamt unserer Adresse geben. Und das möchtest du doch nicht, oder?« Nein, das wollte ich nun wirklich nicht. Keiner ahnte, was meine Mutter mir gerade wenig verschlüsselt mitteilte. Die Drohung saß. Ich wusste sehr gut, dass wir im Fokus der Aufmerksamkeit waren. Und ich war, im Rahmen des Möglichen, darauf vorbereitet worden, dass meine Mutter und ihre Freunde plötzlich weg sein könnten, im Knast verschwunden oder sonst wohin verschleppt. Das war nicht wirklich wahrscheinlich, aber man wusste nie. Schon gar nicht in dieser Zeit. Also hatte man mir von Anfang an Skepsis ge-

Behörde, insbesondere der Polizei, beigebracht. Aber ich war sieben Jahre alt und unterschied Feind und Freund am realistischsten beim Mensch-ärgere-dich-nicht. Mit ihrer Mahnung holte mich meine Mutter auf den Boden meiner Wirklichkeit zurück. Sofort erwachte das diffuse Gefühl von Bedrohung, das mich meine ganze Kindheit begleitet hat. Big Brother is watching you. Ich wusste, das hieß nichts Gutes. Schlagartig verstummte ich, stand auf und sah den Polizisten entsetzt an. Die Situation war ihm sichtlich unangenehm. Verunsichert saß er in seiner Uniform auf der Bank, bezichtigt, ein Büttel des Polizeistaates zu sein, der kleine Kinder ans Messer lieferte. Der Mann schaute sich bestürzt um. Er hatte keine Chance, sich zu rechtfertigen. Ich wandte meinen Blick nicht mehr von ihm. Er hatte kaum noch Haare, einen runden Bauch, freundliche Augen. Und – er war mein Apfel-Held. Er tat mir ein bisschen Leid. Ich hatte keinen Grund, ihm persönlich zu misstrauen. Ich hatte allerdings auch keinen, ihm verbotene politische Witze zu erzählen. Vielleicht wollte ich einfach eine Grenze austesten... Bei nächster Gelegenheit setzte sich meine Mutter mit mir weg, und wir fuhren bis zur Endstation durch. Beim Aussteigen bemerkte ich, dass auch der Polizist erst jetzt den Waggon verließ. Er sah uns und bremste sein Tempo. Als wir am unteren Ende der Bahnhofstreppe angekommen waren, nahm er oben gerade die ersten Stufen. Das war meine Chance. Ich drehte mich auf dem Absatz um und rief ihm durch die dröhnende Halle zu: »Mama kann Bullen nich leiden. Aber ick find dich trotzdem ganz nett.« Meine Mutter zerrte mich aus dem Bahnhof und schubste mich hektisch in eines der wartenden Taxis. Kaum war die Wagentür zugefallen, sah sie mich streng an und hielt mir eine Predigt. Ich musste versprechen, nie wieder öffentlich Honecker-Witze zu erzählen und Polizisten nicht mit »Bullen« anzusprechen – selbst wenn ich es nett meinte. Als ich alles hoch und heilig geschworen hatte, strich sie mir über den Kopf und zwinkerte versöhnlich. Dann brach sie in schallendes Gelächter aus.